

Christine Willemsen

Auf den Hund gekommen

Nichts geht mehr

IHP Manuskript 1405 G * ISSN 0721 7870



Auf den Hund gekommen

Nichts geht mehr

Gliederung

1. Einleitung
 - 1.1 Auftrag
 - 1.1.1 Erstgespräch
2. Counseling
 - 2.1 Genogramm
 - 2.2 Interventionen
 - 2.3 Deutungsdreieck
 - 2.4 Zielsetzung
 - 2.4.1 Ressourcenorientierung
3. Handlungsschritte
 - 3.1 Praxistest
4. Abschlussgespräch
5. Mein Rollenverständnis

1. Einleitung

Seit 7 Jahren führe ich zusammen mit einer Kollegin eine privatgewerbliche Firma, die ambulante Hilfen zur Erziehung gemäß §27 ff KJHG anbietet. Wir arbeiten mit einem Team von Honorarkräften zusammen, deren Einsatz von uns als Leitung koordiniert wird. Auftraggeber sind verschiedene Jugendämter, die für Familien eine ambulante Hilfe als geeignete Unterstützung ansehen. Je nach Anfrage richtet sich die Hilfe schwerpunktmäßig eher an die Eltern, die Kinder oder aber an das gesamte Familiensystem, wobei ich aus systemischer Sicht sowieso das gesamte Familiensystem in den Blick nehme. Erklärtes Ziel solcher ambulanten Familienhilfen ist zuallererst der Erhalt des Familiensystems durch geeignete Unterstützung, manchmal aber auch die Klärung der Frage von Kindeswohlgefährdung und die hierfür geeigneten Schutzmaßnahmen. Ambulante Hilfe zur Erziehung ist überwiegend eine aufsuchende Arbeit. Vereinzelt bieten sich aber auch Settings außerhalb des Familienumfeldes in unseren Räumlichkeiten an.

1.1 Auftrag

Im März 2013 bekam ich die Anfrage des Jugendamtes nach einer sozialpädagogischen Familienhilfe für Familie B. Vorab erhielt ich die Information, dass die Eltern im Umgang mit ihrem Sohn Moritz, 16 Jahre alt, am Ende ihres Lateins seien, sie schon viel ausprobiert hätten und sich ihr Sohn zunehmend aggressiv und opportunistisch verhalte. Die Kollegin des Jugendamtes wählte mich mit der Idee aus, um, wie sie sagte, nicht noch mehr von der Hilfestellung zu bieten, die sich bislang schon als nicht hilfreich herausgestellt habe. Im Hilfeplangespräch wurden anhand des Vertragsdreiecks Aufträge der Klienten, des Jugendamtes und mir formuliert. Da Moritz sich auf keine weitere Hilfe einlassen wollte, wurde zunächst nur eine Zusammenarbeit mit den Eltern vereinbart.

1.1.1 Erstgespräch

Die nachfolgend geschilderten Entwicklungen fanden in einem Zeitraum von sechs Monaten statt.

Nach dem Hilfeplangespräch im Jugendamt fand das Erstgespräch mit den Eltern in unserem Büro statt. Mit dem Elternpaar in Kontakt zu kommen gestaltete sich recht entspannt. Ich berichtete von meinem beruflichen Hintergrund und dass ich selbst zwei Kinder habe. Ich weiß, dass solche Information für Eltern oft wichtig ist, denn: „Alle Eltern wissen, dass nur Eltern wirklich mitreden können, wenn es um schwierige Erziehungsthemen geht“.

2. Counseling

Dann bat ich die Eltern, mir etwas über ihre Familie zu berichten und holte mir das Einverständnis, diese Daten in einem Genogramm auf dem Flip-Chart fest zu halten. Ich erklärte, dass diese Art der Visualisierung Zusammenhänge deutlicher erkennbar werden lässt. Außerdem diene sie auch dazu, mir Daten von Klienten besser einprägen zu können. Im Verlauf der Hilfe wurde meine Merkfähigkeit zu Daten, geschilderten Situationen öfter von den Klienten hervorgehoben.

2.1 Genogramm

Frau B., 39 Jahre, lernte ihren Mann 1995 über das Internet kennen und sie heirateten 1996. Beide beschrieben ihr Kennenlernen als Liebe auf den ersten Blick. Zuvor war sie bis 1994 vier Jahre verheiratet und hat aus dieser Ehe 2 Töchter, zur Zeit 23 und 19 Jahre, die nach der Scheidung bei der Kindesmutter lebten und nun ihre eigenen Wohnungen hätten. Herr B., 47 Jahre, war ebenfalls vorher verheiratet und hat eine Tochter, 23 Jahre, die bei ihrer Mutter lebt. Der gemeinsame Sohn Moritz ist 16 Jahre alt.

Herr B. war Zeitsoldat bis 2001 und ist seit seiner Ausbildung als Handelsvertreter in leitender Position und als Verkaufstrainer tätig. Frau B. ist Hausfrau. Die Familie

ist finanziell unabhängig und ihr Lebensstandard ist gehoben. Die Eltern und Moritz leben mit ihren zwei Hunden in einem geräumigen Einfamilienhaus. Die Herkunftsfamilien der Eltern wurden ebenfalls in das Genogramm ebenfalls eingezeichnet, spielten für den Arbeitsprozess jedoch eine untergeordnete Rolle. Da Herr B. sich häufig über mehrere Tage auf Geschäftsreise befindet, steht vorwiegend Frau B. in der Erziehungsverantwortung. Auf meine Nachfragen, wie die Eltern ihren Sohn beschreiben würden, schilderten die Eltern folgenden Sachverhalt, den ich im Genogramm mit Stichpunkten skizzierte: Moritz sei schon im Kindergartenalter ein lebhafter, charmanter Junge gewesen, der bei Erwachsenen und Kindern gleichsam beliebt war. Er war gut motivierbar und an technischen Dingen sehr interessiert. Die Grundschuljahre seien normal verlaufen, Moritz habe dem Unterricht aufmerksam und motiviert folgen können, auch gab es keine nennenswerten Verhaltensauffälligkeiten. Mit dem Wechsel auf die Realschule wurde Moritz zunehmend auffälliger. Zuerst zeigte er sich unaufmerksam, störte später aktiv den Unterricht indem er sämtliche gängigen Regeln diskutierte, sie zusehends weniger akzeptierte und schließlich übertrat. Er rief in die Klasse, störte Mitschüler, wurde während des Unterrichts zunehmend unruhiger und aufsässiger, was schließlich in verbalaggressivem und respektlosem Verhalten Schülern und Lehrern gegenüber gipfelte und mit Schulverweigerung endete. Moritz wurde auch zu Hause, insbesondere gegenüber seiner Mutter, aufsässiger und aggressiver. Einmal weigerte sie sich, ihrem Sohn Geld für Zigaretten zu geben, worauf hin Moritz seine Mutter grob zur Seite schubste, um an ihre Geldbörse zu kommen. Ein anderes Mal beschimpfte er sie aufs Übelste, weil nicht das Essen auf dem Tisch stand, was er sich gewünscht hatte. Sein Verhalten war für die Eltern kaum noch einschätzbar und führte zu großer Verunsicherung. Die Eltern wurden zunehmend hilfloser und suchten vermehrt externe Beratung und Hilfestellung.

Die Mutter stellte Moritz im Jahr 2010 im Sozialpädiatrischen Zentrum und in der Kinder und Jugendpsychiatrie vor. Laut KJP-Bericht habe Moritz, mit nun 13 Jahren, ein jugendliches ADHS entwickelt, und eine Medikation mit Ritalin wurde eingeleitet. Gleichzeitig wurde für Moritz Ergotherapie verordnet. Zur Unterstützung in Erziehungsfragen nahmen die Eltern Termine in einer Erziehungsberatungsstelle wahr. Auf Anraten des Jugendamtes und der Schule wechselte Moritz im 9. Schuljahr zur Hauptschule, um einen Neustart zu ermöglichen.

Moritz fasste auch an der Hauptschule nicht Fuß. Er verweigerte die Medikation, schwänzte die Schule und konsumierte mit seinen neuen Freunden Cannabis. Zu Hause zeigte er sich zunehmend respektlos, bestahl seine Eltern, zerstörte bei Wutausbrüchen Mobiliar und schreckte nicht davor zurück, seine Mutter körperlich zu attackieren. Seine Schwestern zogen wegen der häufigen Auseinandersetzungen, die sich zum Teil auch an ihnen entluden, aus. Durch die Berufstätigkeit des Vaters habe dieser nicht regelmäßig präsent sein können und somit habe seine väterliche Autorität nur anfänglich Wirkung auf Moritz gehabt. Nun, mit 16 Jahren, habe kaum noch jemand Einfluss auf Moritz' Verhalten. Er schwänze die Schule, verweigere weiterhin die Medikation, kiffe, stehle, akzeptiere kaum Grenzen und sei im Frühjahr

2013 nach einem Streit drei Wochen nicht nach Hause gekommen. Und nun habe das Jugendamt eine ambulante Familienhilfe empfohlen, da sonstige Hilfemöglichkeiten ausgeschöpft seien.

2.2 Interventionen

Die Ausführungen der Eltern zum Genogramm und zum bisherigen Entwicklungsverlauf von Moritz fragte ich ab, ohne eine Bewertung vorzunehmen. Den Eltern erklärte ich, es sei mir wichtig, ein Verständnis für ihre Lebenssituation zu bekommen. Ich sei nicht eine Fachfrau, die wisse, wie es besser geht und propagiere auch nicht noch mehr von dem, was bisher nicht gewirkt hat. Ich sei aber gewissermaßen Fachfrau für Familiensysteme, deren Wirkungsweise und das Aufspüren von Ressourcen. Diese Aussage unterstrich ich mit einem Augenzwinkern. Im Arbeitsprozess hob ich besonders das Engagement und das bisher Geleistete der Eltern hervor. Die Eltern hatten das Gefühl, schon alles versucht zu haben um ihr Familienleben und Moritz' schulische Entwicklung wieder in geregelte Bahnen zu lenken. Der Schlüssel für solche Perspektivwechsel liegt meines Erachtens in einem gemeinsamen Verständnis und der Wertschätzung der Personen und des bisher Geleisteten.

Für die Eltern war es eine neue Erfahrung, das Genogramm mit zu gestalten. Ihnen wurde während dieser Arbeit deutlich, wie beide von ihren Herkunftsfamilien eher auf Harmonie als auf Auseinandersetzung und Konfrontation geprägt waren. Mir fiel auf, dass die Eltern einen liebevollen, wertschätzenden Umgang miteinander pflegten und auf mich wie ein eingespieltes Team wirkten. Meine Eindrücke teilte ich den Eltern mit, und das hob ich als eine gute Ressource besonders hervor. Herr B. lachte und kommentierte meine Aussage mit: „Diese Ressource wirkt zumindest bei unseren Hunden ganz gut“.

Die folgenden Kontakte fanden bei Familie B. zu Hause statt.

2.3 Deutungsdreieck

Im nächsten Schritt erarbeitete ich mit den Eltern ein Deutungsdreieck, ähnlich dem Vertragsdreieck. Diese Methode hatte ich als Bestandteil einer „sozialpädagogischen Familiendiagnose“ kennen gelernt und fand nun hilfreich, sie für den weiteren Arbeitsprozess bei Familie B. einzusetzen.

Drei Punkte sollten hierdurch verdeutlicht werden:

1. Selbstdeutung der Eltern in Bezug auf Erziehungs- und Entwicklungsthemen ihres Sohnes;
2. gewichtige Anhaltspunkte für diese Selbstdeutung und
3. die Fremddeutung in Form von Hypothesenbildung. Vorab erwähnte ich, dass bei dieser Arbeit die Deutungshoheit allein bei den Eltern liegt und ich lediglich moderiere und Angebote mache.

ad 1:

Zur Selbstdeutung der Situation erklärten die Eltern:

Unser Sohn ist krank

Wir sind als Eltern unfähig

Uns konnte bislang niemand helfen.

Als gewichtige Anhaltspunkte für diese Deutung benennen sie:

Oppositionelles und aggressives Verhalten von Moritz

Schulverweigerung und Verweigerung der Medikation

Drogenkonsum und Diebstahl

Mutwillige Zerstörung von Gegenständen.

ad 2:

Zur Fremddeutung fragte ich, ob auch ich Deutungsangebote machen dürfe und lud die Eltern ein, sich an meiner Sicht durch „Aufsetzen einer anderen Brille“ zu beteiligen.

ad 3:

Nach Einwilligung der Eltern wurden gemeinschaftliche Vorschläge gesammelt:

Ich begann.

Moritz ist in der Tat krank

Moritz wird stark von seiner Peergroup beeinflusst

Die Pubertät macht ihm zu schaffen (von Eltern)

Pubertät macht den Eltern zu schaffen (von mir)

Umkehr oder Aufhebung der Eltern-Kind-Ebene

Durch die Diagnose ADHS verschieben sich bisherige Erziehungsvorstellungen:
Verhalten wird entschuldigt und Grenzen werden ausgeweitet bzw. verschoben

Orientierungslosigkeit durch unsichere und unklare Reaktionen (wenig Kongruenz)

2.4. Zielsetzung

Das Ziel dieser Arbeit sollte eine Veränderung des Blickwinkels sein, der den Eltern auch gelang. Während dieser Arbeit bemerkte ich, wie sich bei der Suche nach Fremddeutungen bei den Eltern eine bestimmte Art von Humor einstellte und ihnen die Perspektivwechsel Freude bereiteten. Auch ich wurde mutig, keck und warf die Frage ein, ob sie sich auch in Bezug auf ihre Hunde solche Gedanken vorstellen könnten. Während mehrerer Hausbesuche war mir nämlich aufgefallen, dass die beiden Hunde einen sehr ruhigen, zufriedenen und ausgeglichenen Eindruck machten. Es bedurfte nur einiger ruhiger, deutlicher Ansagen und die Hunde reagierten sofort auf ihre Herrchen. Nach dieser Sitzung bemerkte ich bei den Eltern eine aufkeimende Hoffnung auf die Möglichkeit von Veränderung. Frau B. teilte mir mit, es zu genießen, nicht in „richtig und falsch“, sondern in „sowohl als auch“ Kategorien denken zu können. Andere Erklärungsmöglichkeiten in Betracht zu ziehen bedeute, aus der Ohnmacht heraus zu kommen. Die Arbeitsatmosphäre beschrieben Sie als vertrauensvoll, wohlwollend und wohltuend. Herr B. merkte an, dass diese Methode sich auch gut für seine Verkaufstrainer Tätigkeit eignen würde. In der nächsten Sitzung fragte ich nach Erinnerungen an das vorherige Treffen und beide berichteten, zu Hause noch oft über die unterschiedlichen Blickwinkel diskutiert und auch gelacht zu haben.

2.4.1 Ressourcenorientierung

Ich richtete den Fokus nun auf folgende Fragestellungen:

Wo in Ihren sozialen Bezügen funktioniert wertschätzende Interaktion?

Herr B. benannte seinen Job und beschrieb, wie er seine leitende Funktion ausübt. Frau B. benannte die gewaltfreie Erziehung der beiden Hunde, die überwiegend in ihrer Hand liegt, aber auch ihrem Mann sehr wichtig sei. Beide merkten noch an, dass wertschätzender Umgang auch mit einigen Freunden von Moritz möglich sei.

Wie machen Sie das und welchen Anteil haben Sie daran?

Mit dieser Frage richtete ich den Fokus auf die Ressourcenorientierung und reduzierte somit auch die Komplexität der belastenden Erziehungsthemen mit ihrem Sohn Moritz.

Ich schlug vor, das Thema Hundeerziehung für die Beantwortung dieser Fragen auszuwählen, da hier beide Eltern mitreden können. Zudem könne ich meine Beobachtungen zu den Hunden einbringen und auch noch viel dazu lernen. Beide belustigte mein Vorschlag und sie willigten ein, sich diesem Thema zu widmen. Herr B. merkte an: „Jetzt sind wir auf den Hund gekommen!“. Ich freute mich über die deutlich spürbare Ressourcenorientierung und bat die Eltern mir zu schildern, wie sie die Erziehung der Hunde bewältigen. Frau B., die bislang deutlich weniger Redeanteile als ihr Mann hatte, begann zu erzählen. Hier also ein kurzer Auszug. Sie

habe in die Erziehung der Hunde viel Zeit investiert und auch ihr Mann beteilige sich soweit es ihm möglich sei. Für die Erziehung sei Konsequenz unbedingt erforderlich, denn auch Hunde hätten die Neigung Grenzen auszutesten und zu erweitern. Soll beispielsweise erreicht werden, dass der Hund nicht an der Leine zieht, sollte man eine einmal eingeführte Regel unbedingt beibehalten und den Hund immer wieder dazu anleiten. Zur Durchsetzung dieser Regel nütze es auch nichts, die Aufforderung dauernd zu wiederholen, vielmehr sei eine klare Haltung, starke Stimme und Blickkontakt erforderlich, um auf deren Einhaltung einzuwirken. Widersetze der Hund sich, sei es wichtig, nicht einfach zur Tagesordnung über zu gehen und es solle ihm dann auch nichts anderes erlaubt sein. Hunde regeln unter sich die Rangordnung. Der Hundehalter ist nicht Teil dieser Rangordnung, wird jedoch als „Chef“ anerkannt, denn auch der Leithund weiß um seine Abhängigkeit von seinen Besitzern. Diese Abhängigkeit schaffe auch eine Bindung. Ebenso das Einüben einer Impulskontrolle. Herr B. erklärte, es sei nicht ratsam, den Jagdtrieb eines Hundes z.B. durch häufiges Ball werfen, um ihn wieder zu holen, anzufeuern. Dies bedeute für den Hund, dass er ständige Adrenalin Kicks bekomme, die einen Suchtcharakter ausbilden könnten. Es sei wichtiger, dem Hund beizubringen, erst einmal liegen zu bleiben, wenn ein Ball geworfen wurde, um ihn dann zeitverzögert den Ball holen zu lassen. Auch diese Arbeit und Auseinandersetzung mit dem Hund trage zu einem intensiven Bindungsaufbau bei. Es sei auch wichtig, auf die Körpersprache des Hundes zu achten, denn nur so könne man vorab auf seine Impulse durch Blickkontakt und oft minimale Intervention lenkend einwirken. Diese Interaktion müsse häufig eingeübt werden und sei besonders erfolgreich, wenn Lernerfolge durch Zuwendung oder Belohnung positiv verknüpft würden. Die Arbeit und das Zusammenleben mit Hunden seien also geprägt von Geduld, Respekt, Vertrauen, eindeutigen Aussagen und eindeutiger Körpersprache, guter Beobachtung und Konsequenz. Frau B. berichtete, dass sie und ihr Mann eine deutlichere Autorität den Hunden gegenüber hätten als ihrem Sohn Moritz gegenüber. Kinder und Jugendliche hätten nicht so ein klares Auftreten wie Erwachsene und das würden die Hunde genau erspüren. Die Hunde zeigten unmittelbare und echte Reaktionen, sie spiegelten das Verhalten der Menschen unmittelbar wider.

Ich hörte den Ausführungen aufmerksam zu, hob ihre Kenntnisse und Erfahrungen hervor, bewunderte ihren Ideenreichtum- kurzum ich beteiligte mich mit regem Interesse an ihren Themen. Schlussendlich zog ich eine Parallele zur Kindererziehung und berichtete, dass sich aus meiner fachlichen Sicht und meiner persönlichen Erfahrung viele Themen und Interventionen überschneiden. Auch den Eltern wurde deutlich, dass es genau die geschilderten Kompetenzen sind, die sie in der Erziehung ihres Sohnes beherzigen sollten.

Ich ermunterte die Eltern dazu, an Ihre Fähigkeit zur Einflussnahme und zur Veränderung zu glauben und nicht der Frage nachzugehen, warum Moritz diese Entwicklung genommen hat.

Da ich auf ihre eigene Erfahrungen und Ressourcen zurückgreifen konnte, wirkte meine Einschätzung auf die Eltern sehr überzeugend. Mit meiner Unterstützung resümierten die Eltern, was sie für den weiteren Umgang mit ihrem Sohn brauchen und benannten folgende Aspekte, die ich ebenfalls auf dem Flip-Chart visualisierte: Zeit und erzieherische Präsenz,

Kongruenz,
Deeskalationsstrategien,
Humor,
gegenseitige Unterstützung,
gemeinsames Verständnis zu entwickeln,
gemeinsame Ziel- und Perspektivplanung um ihren Sohn in die Eigenverantwortung zu bekommen.

3. Handlungsschritte

Welche ersten Handlungsschritte leiteten die Eltern aus dem bisher Erarbeiteten ab?

Sie schlugen vor, für Moritz ein Regelwerk zu erstellen, das sie ihm in Form einer Vereinbarung vorstellen würden. Hierzu regte ich eine Diskussion an, ob es verhandelbare und nicht verhandelbare Regeln geben solle. Während die Eltern diskutierten und beratschlagten, moderierte ich das Gespräch und fasste Ergebnisse zusammen. Schließlich sollten eigenverantwortliche, individuelle Lösungen unter größtmöglicher Autonomie der Eltern erarbeitet werden.

Wichtig schien mir der Einwand, keine Regeln aufzustellen, die für die Eltern nicht kontrollierbar sind. Beispielsweise können sie Moritz das Kiffen außerhalb ihres Hauses nicht verbieten, sehr wohl aber das Rauchen und Kiffen im Haus oder in ihrer Gegenwart.

Über Vorschläge für Regelungen kamen die Eltern auch zu der Frage, welche Sanktionen bei Nichteinhaltung erfolgen sollten und welche Sanktionen überhaupt durchführbar sind. In diese Diskussion mischten sich plötzlich Ängste der Mutter, ihr Sohn könne sich durch Sanktionen noch mehr der Familie entziehen oder noch aggressiver reagieren. Auch Herr B. zog diese Möglichkeit in Betracht. Zu dieser Frage sollten sich die Eltern austauschen. Ich gab zu bedenken, dass keine Intervention ohne Risiko sei. Unerwünschtes Verhalten zu ignorieren oder zu pathologisieren habe ebenso einen Preis, wie auch angekündigte Sanktionen ihren Preis haben könnten. Die Frage sei aber, was die Eltern bereit sind zu investieren und zu riskieren. Sie allein entscheiden, was für sie denkbar und durchführbar ist. Wieder erinnerte ich an ihre Ressourcen in Bezug auf ihre Hunde und wies darauf hin, dass sicherlich auch Fehler gemacht würden, diese aber auch erlaubt seien. Wichtig sei, sich immer wieder auszutauschen und erlebte Situationen zu reflektieren. Während des Gespräches bündelte ich Kernaussagen, fragte bei Unklarheiten immer wieder nach, unterstützte bei Denkblockaden und munterte auf,

wenn aufkommende Selbstzweifel bei den Eltern das bisher Erarbeitete in Frage stellten. Durch diese Interventionen verloren vorab beschriebene Belastungssituationen mit ihrem Sohn den exklusiven und scheinbar unvermeidlichen Charakter. In dieser Arbeitsphase war wichtig, die Eltern ergebnisorientiert zu unterstützen, denn die belastenden Situationen wurden zu Beginn unseres Arbeitsprozesses ausreichend erörtert und gewürdigt. In dem von mir moderierten Gespräch entstand also ein Regelwerk für Moritz mit verhandelbaren und nicht verhandelbaren Regeln.

3.1 Praxistest

Mit den Eltern vereinbarte ich den nächsten Termin drei Wochen später. Während dieser Zeit sollte das erarbeitete Regelwerk auf seine Alltagstauglichkeit überprüft werden. Die Eltern teilten mir später ihre gemachten Erfahrungen mit. Sie hatten die Regeln schriftlich fixiert und sie von Moritz unterschreiben lassen. Entgegen aller Erwartungen hatte er diese ohne gewohnten Aufstand zur Kenntnis genommen. Er habe allerdings insistiert, die Eltern dürften ihn aufgrund seines Alters nicht einfach rausschmeißen. Diese Äußerung wurde von den Eltern jedoch bewusst nicht kommentiert. Einmal habe die Mutter ihn nicht zu Hause rein gelassen, nachdem er aus der Schule geflogen sei. So habe er zum ersten Mal eine Idee davon bekommen, was es heißt, wenn die Eltern ihm den Zugang zum Haus verweigern. Moritz' aggressives Verhalten habe sich in dieser Situation reduziert. Bei vermeintlichen Rückschlägen unterstützten die Eltern sich gegenseitig, und beide wünschten sich regelmäßige Reflexionsgespräche mit mir. Einmal sei es in der Zeit zu einem aggressiven Ausbruch gegenüber der Mutter gekommen. Statt über Gebühr das Verhalten von Moritz zu diskutieren, stellte der Vater sich in körperlicher Präsenz dem Sohn gegenüber, ohne eine direkte Absicht erkennen zu lassen, und Moritz entzog sich daraufhin dieser Situation. In Anlehnung an unser Arbeitsthema merkte Herr B. an, dass seine Reaktion spontan erfolgt sei, sie aber auch bei anderen Hunden schon Wirkung gezeigt habe. Durch solche kleinen Erfolge entwickelten die Eltern gewissermaßen einen sportlichen Ehrgeiz in der Frage, welche weiteren Themen sich aus dem Umgang mit den Hunden auf die Erziehung von Moritz übertragen ließen. Als besonders wichtig und hilfreich wurden eindeutige Aussagen und Botschaften empfunden. Nach mehreren Reflexionsgesprächen wurde die Hilfe nach sechs Monaten auf Wunsch der Eltern eingestellt

4. Abschlussgespräch mit den Klienten

Zunächst befragte ich die Eltern zu der gemeinsamen Arbeit.

Was war für Sie wichtig?

Was war hilfreich und was war weniger hilfreich oder gar hinderlich?

Beide erklärten, genügend Rüstzeug für ein Umdenken und Umlenken erhalten zu haben. Es sei wichtig gewesen zu erkennen, dass sie diejenigen sind, die die Veränderung herbeiführen müssen und auch können. Hilfreich und erhellend sei insbesondere der Blick auf die eigenen Ressourcen gewesen. Hieraus eigene Schritte zu entwickeln sei für sie als Familie wichtiger gewesen als eine Fachfrau, die vorgibt, wie Erziehung funktioniert und wie Probleme gelöst werden.

Lösungsstrategien im persönlichen Umfeld zu suchen und auf andere Lebenssituationen zu übertragen, sei ein guter Impuls von mir gewesen.

Beide benannten weitere für sie hilfreiche Aspekte in Stichpunkten wie z.B. mein Alter und meine Berufserfahrung, die Chemie stimmte, meinen Humor, gute Moderation, meine wohltuende Gelassenheit, Wertschätzung ihnen und dem Thema gegenüber und das hohe Maß an Eigenverantwortung. Zur Frage, was weniger hilfreich war, benannten die Eltern nichts. Schließlich, so sagten sie, hätten sie die Interventionsmöglichkeiten mit meiner Unterstützung selbst erarbeitet und seien somit auch selbst verantwortlich.

Im März 2014 erhielt ich von den Eltern telefonisch die Nachricht, dass Moritz sich in der Schule gefangen habe und außerdem einen Ausbildungsplatz bekommen würde.

5. Mein Rollenverständnis und meine Grundsätze als Counselor

Mein Ziel ist es, meine persönliche Entwicklung mit meiner bisher erworbenen Fachlichkeit weiter zu verbinden. Im Counseling ist diese Verbindung meines Erachtens unerlässlich, und hier bin ich auf einem guten Weg. Wenn ich mich frage, was in dem beschriebenen Hilfeprozess wirksam wurde, so ergeben sich die Antworten aus meiner bisher gewachsenen Persönlichkeit und meinem Verständnis von Counseling. Aus eigener Lebens,- und Berufserfahrung hat sich eine hohe Sensibilität für Menschen entwickelt. Diese Sensibilität gepaart mit Gelassenheit, Kongruenz und Humor sind ebenfalls Faktoren, die meine ganz persönliche Wirkung im Beratungsprozess ausmachen. Gelassenheit habe ich besonders durch die Ausbildung zum Counselor entwickelt. Eben nicht für Lösungen von anderen verantwortlich zu sein, hat mich deutlich entlastet, mir aber auch die hohe Verantwortung für die Prozessbegleitung und Steuerung deutlich werden lassen.

Sich mit Problemlösungsvorschlägen zurück zu halten und mit guter Wahrnehmungsfähigkeit und hoher Aufmerksamkeit den Prozess ergebnisoffen zu begleiten, ist für mich eine der größten Herausforderungen.

Gelassenheit bedeutet aber auch, den Klienten Zeit zu lassen, so dass erarbeitete Interventionsmöglichkeiten wirken können. Mich als Mensch mit all dem zu präsentieren, was mich ausmacht, verstehe ich als Kongruenz. Hierzu zähle ich Charaktereigenschaften, Lebens,- und Berufserfahrung, erlernte Methoden und Techniken. Die Auswahl der Methoden überlasse ich dabei meiner Intuition. Vom anfänglich strukturierenden Charakter (Genogramm, Deutungsdreieck und Handlungsansätze) leite ich über zu einem offenem Erfahrungsaustausch und Eigenreflexion, bis schlussendlich die Klienten eigenverantwortlich und mit eigenen Ideen nach Lösungen suchen. Gerne und selbstverständlich bringe ich auch meinen Humor in die Arbeit mit Klienten ein.

Gut platziert, nimmt Humor Schwere aus schwierigen Situationen, weckt Lust auf Perspektivwechsel, löst oft Verbissenheit und erhöht bei den Klienten eine Fehlerfreundlichkeit. Falsch platziert kann Humor dazu beitragen, dass Klienten sich nicht ernst genommen fühlen oder gar ihr Anliegen bagatellisiert sehen.

Im Counselingprozess möchte ich Zusammenhänge verstehen, mit den Klienten in einen regen Austausch kommen und gegenseitiges Lernen ermöglichen. Durch mein Studium und meine Ausbildungen bringe ich zwar viel Fachkenntnis über Erziehung und zwischenmenschliche Beziehungen mit, dennoch bin auch ich Lernende, die von Anderen und von ihren Erfahrungen partizipieren kann und dies auch möchte. Entwicklungs-, und Lernprozesse zu begleiten und zu fördern setzt gegenseitiges Vertrauen voraus. Das erreiche ich aber nur durch eine hohe Wertschätzung der Klienten und ihrer Anliegen. So haben die Eltern von Moritz schon viel geleistet. Sie haben schon Kinder erzogen, haben viel Unterstützung und Hilfestellung erbeten, haben Therapeuten und Ärzte konsultiert und und und....

Das bisher Geleistete wertzuschätzen führt dazu, das Vertrauen in eigene Fähigkeiten zu stärken, Blickwinkel zu erweitern, Perspektivwechsel zu ermöglichen und die anstehenden Veränderungen mit sportlichem Ehrgeiz anzugehen.

Mir macht diese Arbeit große Freude, insbesondere, wenn es mir gelingt, Klienten ihre Ressourcen aufzuzeigen und diese für Veränderungsprozesse nutzbar zu machen. . Diese Hilfe zur Selbsthilfe hat bei diesen Klienten einen wunderbaren Selbstheilungscharakter entfaltet.

Christine Willemsen

Auf den Hund gekommen Nichts geht mehr

Zusammenfassung

In dem vorgenannten Beitrag wird deutlich, dass Ressourcen oft im Alltag und im Lebensraum eines jeden Einzelnen zu entdecken sind. So bin ich gemeinsam mit Frau und Herrn B. auf den Hund gekommen. Handlungsschritte aus eigenen Erfahrungen ab zu leiten und diese für Veränderung zu nutzen, erhöht das Selbstvertrauen in die Fähigkeit, Konflikte eigenverantwortlich zu lösen. Wenn Hilfe zur Selbsthilfe gelingen soll ist es wichtig, als Counselor die Verantwortung für den Entwicklungsprozess zu übernehmen, ihn zu begleiten und zu strukturieren. Die Auswahl der angewandten Methoden wird individuell variieren und ist somit Teil des individuellen Charakters einer Hilfe. Die Verantwortung für die Erarbeitung möglicher Lösungen sollte jedoch beim Klienten belassen werden.

Biografische Notiz

Christine Willemsen, 52223 Stolberg

Dipl.Soz.Pädagogin

Einzelstunden : Heinz Sondermann, Aachen
Konrad Heiland, Köln

Lehrtrainer der Weiterbildung: Dagmar Lumma
Dieter Dicke



IHP Bücherdienst * Schubbenweg 4 * 52249 Eschweiler

Tel 02403 4726 * Fax 02403 20447 * eMail office@ihp.de

www.buecherdienst.ihp.de

IHP Manuskript 1405 G * ISSN 0721 7870

2014

